

Höhe, Dichte, Sichtbarkeit

Autor(en): **Sauer, Marko**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neujahrsblatt / Historischer Verein des Kantons St. Gallen**

Band (Jahr): **160 (2020)**

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-946357>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Höhe, Dichte, Sichtbarkeit

von Marko Sauer, Architekt und Fachjournalist, Wil

Hohe Bauten bilden die Ausnahme im Stadtgefüge. Das gibt ihnen eine herausragende Bedeutung. Aufgrund ihrer Sichtbarkeit bieten sie oftmals Fixpunkte in der Orientierung, sie kommunizieren mit der Landschaft, und als Ingenieurbauten dient ihre Höhe einem bestimmten Zweck. In der Diskussion um eine höhere Dichte werden Hochhäuser als Rezept diskutiert – doch ist dies wirklich der Weg, um weniger Boden zu verbrauchen? Ein Versuch über das Wesen der Vertikalität beim Bauen.

Der Mensch ist ein Wesen des Horizonts. Über Jahrtausende haben wir unsere Augen primär darauf trainiert, Dinge zu erspähen und zu erkennen, die vor uns liegen – und nicht über uns. Wir sind auf den Horizont ausgerichtet. Eindrücklich belegt dies das Phänomen der sogenannten Mondtäuschung. Wenn der Mond auf- oder untergeht, scheint er wesentlich grösser zu sein als weiter oben am Firmament. Was natürlich eine Illusion ist, denn unser Trabant verändert seine Grösse nicht und die Schwankungen in der Distanz zur Erde reichen nicht aus, um das Phänomen zu erklären. Vielmehr hängt dies – zumindest laut einer der Theorien, die im Umlauf sind – offenbar mit der Wahrnehmung des Raumes zusammen, der uns umgibt. Wir nehmen diesen nicht als Halbkugel wahr, sondern als plattgedrückte Sphäre. Der Zenith scheint uns näher zu sein als der Horizont. Das Auge registriert zwar, dass der Mond immer gleich gross ist, aber für unser Gehirn steht er am Horizont weiter weg; Folglich muss er grösser sein als bei seiner Bahn über das näher scheinende Himmelszelt. Die Vertikale ist nicht unsere primäre Blickrichtung und bestimmt nicht unser vorrangiges Wirkungsfeld.

Und dennoch – oder gerade deswegen – fasziniert uns das Streben in die Vertikale. Wir scheuen nicht die Mühen und den enormen Aufwand, die mit dem Bauen in die Höhe einhergehen. Die Kosten für das Baugerüst steigen sprunghaft an, das Material lässt sich nur mit viel Aufwand anliefern, die Logistik wird komplex und eine wahre Herausforderung – man erinnere sich nur an die Gleitschalung, die nötig war, um den Primetower in Zürich zu errichten. Zudem verschlechtert sich das Verhältnis von Nutz- zu Verkehrsfläche mit zunehmender Gebäudehöhe, da Fluchttreppenhäuser und Aufzugsanlagen einen immer grösseren Anteil der beschränkt zur Verfügung stehenden Geschossfläche beanspruchen. Was treibt den Menschen also dazu, den bequemen Horizont zu verlassen und in die Höhe zu bauen? Es muss sich um «Sicht» und «Sichtbarkeit» handeln, denn durch seine Höhe kann ein Turm beides bieten. Und an gewissen Orten auch um Fragen der Wirtschaftlichkeit und der Dichte. Doch darauf kommen wir später zu sprechen.

Der Turm im Stadtgefüge

Wenn also Sicht und Sichtbarkeit im Zentrum stehen, dann handelt es sich in erster Linie um Aspekte in einem topographischen Massstab. Das Gebäude orientiert sich dann an wesentlich grösseren Strukturen, wie zum Beispiel an einem Geländeverlauf oder auch an einer Stadtlandschaft. Dann wächst das Bauwerk in einen anderen Zusammenhang hinein und es verweist über seine direkte Umgebung hinaus. Es nimmt einen Dialog auf mit Bergspitzen und Hügeln, mit Talflanken, Ebenen und Gewässern – aber auch mit weiteren hohen Gebäuden, die aus dem «Tessuto» der Stadt herausragen. Diese Gebäude werden zu Orientierungspunkten und zu Objekten, die den Raum gliedern. Sie bilden den Massstab einer Stadt, schaffen einen Rhythmus in ihrer Kontinuität und sie prägen von weitem die Skyline einer Siedlung: ob als Hochhäuser in Manhattan oder als Geschlechtertürme in San Gimignano (vgl. Abb. S. 174).

Auch die Stadt St. Gallen kennt diesen Dialog der herausragenden Gebäude: zum Beispiel das Ensemble der Türme von Postgebäude, Fachhochschule, Bundesverwaltungsgericht und Rathaus. Diese schaffen einen übergeordneten Zusammenhang, der sich losgelöst vom Netz der Strassen und Bebauungsstrukturen bildet. Die Türme erzählen ihr eigenes Narrativ, das in diesem Fall von der Bedeutung der öffentlichen Gebäude in der Kantonshauptstadt handelt. Aldo Rossi, der berühmte Architekt und Erforscher der Stadt im 20. Jahrhundert, nannte solche Bauwerke «die primären Elemente». Sie bilden die Fix- und Fluchtpunkte in der Dynamik der Stadt und sie verleihen ihr ihre Identität und eine geschichtliche Kontinuität, denn natürlich kommunizieren diese Bauwerke – und damit die Institutionen, für die sie stehen – auch über die Jahrhundertwende hinweg mit den anderen Fixpunkten. Zur Hauptsache mit den Kirchtürmen, die die Gotteshäuser markieren.

Die Türme und ihre Sichtbarkeit sind also ein vielschichtiges Phänomen. Das Bauen in der Vertikalen umfasst oft ebenso städtebauliche Dimensionen und planerische As-



Aus dem dichten Gewebe der Stadt ragen die hohen Gebäude heraus. Sie schaffen ihren eigenen Zusammenhang und dienen der Orientierung in der Stadt.

pekte, wie es gesellschaftliche Fragen tangiert. Zum Beispiel dokumentiert der Wechsel von sakralen zu profanen Türmen den Übergang von einer religiös geprägten Gesellschaft zu einem laizistischen Staat. Und aufgrund der tendenziellen Langlebigkeit von hohen Gebäuden fallen diese meistens auch in die Betrachtung der Denkmalpflege. Dies allerdings oft nur reaktiv in der Form von deren Erhaltung und seltener bei der vorausschauenden Beurteilung von neuen Türmen in einem bestehenden Stadtbild. Darüber befinden in der Regel andere Gremien, selbst wenn neue Türme aufgrund ihrer erhöhten Sichtbarkeit einen entscheidenden Einfluss darauf haben, wie historische Ensembles wirken. Eine Ausnahme bildet der Managementplan UNESCO-Weltkulturerbe Stiftsbezirk St. Gallen 2017–2020. Darin wurden Sichtachsen und ein Sichtbereich festgelegt, in denen die Silhouettenwirkung der Kathedraltürme nicht beeinträchtigt werden soll.

Der Turm und die Landschaft

Einen anderen Dialog können Türme aufnehmen, die nicht in einem dicht bebauten baulichen Kontext stehen. Dank ihrer Dimensionen nehmen diese ein Zwiegespräch mit der Landschaft auf, denn sie stehen meistens in einem

ländlich geprägten Umfeld oder am Rande der Stadt. Auch dafür gibt es beredte Beispiele im Kanton St. Gallen, wenn auch unter unterschiedlichen Vorzeichen und in spezifischen Räumen. Dazu zählen zahlreiche Kirchen, Schlösser und Burgtürme, die seit jeher an herausragenden Orten errichtet wurden. Unter diesem Aspekt stechen vier zeitgenössische Bauwerke besonders hervor, und sie zeigen die topografische Vielfalt des sechstgrössten Kantons der Schweiz: die Wohnhochtürme in St. Gallen-Achslen, das Scheibenhochhaus in St. Margrethen, die Heberlein-Hochhäuser in Wattwil und der Silo in Wil. Anhand dieser hohen Häuser lassen sich verschiedene Aspekte in deren Typologie und Erscheinung untersuchen.

Die Wohnhochhäuser von Heinrich Graf im St. Galler Achslen-Quartier stehen unmittelbar vor der südlichen Flanke des länglichen Tals, in dem die Stadt sich ausbreitet. Die plastisch durchgearbeiteten Türme aus vorgefertigten Betonelementen beeindrucken durch ihr gegen oben zunehmendes Volumen, bei dem die obersten Geschosse einer Krone gleich auf den feingliedrigen Türmen liegen. Die Häuser stehen unmittelbar vor den dicht bewaldeten Flanken und ragen vor den Baumwipfeln des steilen Hanges hervor. So eindrücklich wie die Türme selbst als Bauwerke erscheinen, so bedeutsam sind sie als Orientierungs-



Am Rand der Stadt gelegen, markieren die Wohntürme in St. Gallen-Achseln den Übergang vom Siedlungsgebiet zur Landschaft. Sie nehmen den Dialog mit der dramatischen Topografie auf.

punkt im Übergang zwischen Stadt und Land. Sie markieren den Abschluss der Siedlung gegen die Hügel des Appenzellerlands und sie erscheinen vom Bodensee kommend als Auftakt der Stadt. Diese städtebauliche Geste erscheint aus unserer Zeit mutig und dezidiert, und sie wirkt sich noch heute aus, denn weiter gegen Osten – wo die Stadt in der Zwischenzeit angewachsen ist – dominieren ebenso klare und grossmassstäbliche Siedlungen im Gegensatz zum sonst häufig anzutreffenden Ausfransen von Siedlungsstrukturen.

Ganz anders ist der Kontext des Scheibenhochhauses in St. Margrethen: Das Hochhaus steht als Solitär mitten im Grenzort, der sich am Übergang zum Rheintal und in unmittelbarer Nähe zu Österreich befindet. Dort, wo die Hauptstrasse einen Knick nach Süden macht, erhebt sich das scheibenförmige Hochhaus imposant aus seiner meist zweigeschossigen Umgebung heraus – ein sonderbarer und kaum vermittelter Sprung in der Massstäblichkeit, der umso erstaunlicher erscheint, da sich der Ort in keiner

Weise durch eine erhöhte Dichte charakterisieren liesse. Es fällt darum schwer, einen Zusammenhang zwischen dem hohen Haus und seiner direkten Umgebung herzustellen. Viel eher versteht man das Gebäude von der nahen Autobahn aus, wo es beim Vorbeifahren unübersehbar aus dem Talboden heraussticht: In St. Margrethen geht die A1, die längste Autobahn der Schweiz von Genf her kommend, in die A13 über, die bis nach Bellinzona reicht. Das Hochhaus scheint dieses verkehrstechnische Scharnier zu markieren, und gleichzeitig bildet es auch ein Zeichen für die nahe Grenze zum österreichischen Bundesland Vorarlberg. Das Koordinatensystem, auf das sich dieses Gebäude bezieht, ist so weitmaschig, dass seine direkte Umgebung keine Rolle mehr spielt.

In einer vergleichbaren Grössenordnung stehen die drei Heberlein-Hochhäuser. An der südlichen Grenze von Wattwil gelegen, markieren sie das klare Ende der Siedlung des Hauptortes im Toggenburg. Als Dreiergruppe machen sie dies auf höchst imposante Weise, und es ist erstaunlich, wie



Das Scheibenhochhaus in St. Margrethen bleibt in seiner direkten Umgebung ein Fremdkörper. Man muss dieses Haus in einem grösseren Zusammenhang verstehen: es markiert die Grenze der Schweiz und die nordöstliche Ecke des Kantons.



In landschaftlichen Dimensionen zeigen sich die drei Heberlein-Hochhäuser in Wattwil. Die Dreiergruppe lässt sich beinahe als Talsperre lesen und die hohen Gebäude behaupten sich gegen die nahen Talflanken.

sie sich gegenüber den Dimensionen der Landschaft behaupten können. Sie nehmen den Dialog mit den Bergflanken auf und wirken an dieser Engstelle fast wie eine Talsperre. Damit nehmen die Wohnhochhäuser die Besonderheiten ihrer Situation auf und geben durch ihre Höhe und die Reiteration eine passgenaue Antwort auf den *genius loci*. Nicht immer gelingt diese enge Bindung zur Landschaft. Zum Beispiel wurden am Ufer des Bodensees in den letzten Jahren einige Hochhäuser errichtet, die nur wenig auf den Ort eingehen, an dem sie stehen. Es scheint bei diesen Projekten ausschliesslich um die freie Sicht auf den See zu gehen. Die Hochhäuser konsumieren die Landschaft, ohne ihr eine Antwort zu geben und ohne die Qualitäten des Ortes mit ihrer Präsenz zu verbessern. Auch im alpinen Raum wurden in den letzten Jahrzehnten einige Projekte herangereicht, die durch ihre schwindelerregende Höhe zwar eine unverstellte Aussicht auf die Bergwelt versprechen, jedoch kaum einen Bezug zur Umgebung aufnehmen.

Als letztes Beispiel für die hohen Häuser in einem übergeordneten Kontext steht der Silo in Wil. Der mächtige Getreidespeicher zeigt sich am eindrucklichsten den Passagie-

ren im Zug, die auf der Achse zwischen St. Gallen und Zürich unterwegs sind – ebenso bietet das Bauwerk Orientierung in und um Wil herum und übertrumpft in diesem Punkt sogar den Hof zu Wil. Es gibt kaum einen Hügelzug in der Region, von dem aus das unverwechselbare Bauwerk nicht zu erspähen wäre. Auf den gesamten Kanton betrachtet, bildet das Bauwerk von 1958 ein Pendant zum Wohnhochhaus in St. Margrethen. Es steht ebenfalls unmittelbar an der Kantonsgrenze zum Thurgau und markiert damit einen Ort des Übergangs. Wenn in St. Margrethen der nordöstliche Grenzstein des Kantons liegt, so ist in Wil der nordwestliche zu finden. Als weitere Eigenschaft kommt die Funktion des Silos als Getreidespeicher hinzu. Darin unterscheidet er sich von den vorangehenden Beispielen, denn primär steht dabei die Nutzung im Vordergrund und nicht die Frage nach Sicht und Sichtbarkeit, die wir bisher erörtert haben. Solchen Infrastrukturen ist eigen, dass sich ihre aussergewöhnlichen Dimensionen aus der Funktion ableiten. Oft sind sie deswegen auch an überraschenden Orten weitherum sichtbar – man denke nur an den prominenten und kürzlich auf das Doppelte aufgestockten Silo der Zürcher Stadtmühle am Sihlquai. Doch



Analog zum Hochhaus in St. Margrethen markiert der Silo in Wil eine Grenze – die zum Kanton Thurgau – und die nordwestliche Ecke des Kantons. Das Infrastrukturbauwerk bildet einen markanten Orientierungspunkt in der Region.

ihre Sichtbarkeit ist nicht primär das Resultat eines Gestaltungswillens, sondern vielmehr die effiziente und wirtschaftliche Form, mit der eine bauliche oder technische Anforderung umgesetzt wird. Damit wenden wir uns den Infrastrukturbauten zu, die ebenfalls ein ausgesprochen reiches Erbe bezüglich der Vertikalität aufweisen.

Die Vertikalität von Kunstbauten

Es liegt in der Natur der Sache, dass viele Ingenieurbauwerke eine ausgesprochene Höhe aufweisen: Brücken, Viadukte, Stau- und Stützmauern sind genau dafür errichtet worden, ihre Wirkung dank einer mehr oder minder ausgeprägten Höhendifferenz zu erreichen. Aufgrund der dramatischen Topografie sind diese Bauwerke im ganzen Kanton St. Gallen verbreitet – aber auch dank der frühen und weiten Industrialisierung. In der Kantonshauptstadt selbst zeigt sich an einigen Orten dieses Zusammenspiel von Wirtschaftsgebäuden und Nutzbauten auf engstem Raum: Im Sittertobel stehen mehrere Brücken dicht beieinander, gleich daneben die frühen Bauten des Kraftwerks Kubel.

Mitten in der Stadt zeigt das Mühleggtobel eine wunderbare Mischung aus frühen Industriebauten, die auf die Wasserkraft angewiesen waren, und Infrastrukturbauten, die diese Klamm sichern und überwindbar machen. Damit sind diese Bauwerke ebenso Teil einer funktionierenden Stadt wie auch Zeugen der Industrialisierung in der Region.

Aufgrund dieser Besonderheit spitzt sich bei Infrastrukturbauten – weit mehr als bei Hochbauten – jedoch die Frage nach deren Erhalt und Schutzwürdigkeit zu. Ihre Vertikalität ist Teil der Funktion. Wenn diese Funktion aufgrund des Zustands der Konstruktion oder wegen veränderter Anforderungen nicht mehr gegeben ist, muss das Bauwerk entweder errüchtigt oder ersetzt werden. Eine Umnutzung wie bei einem Gebäude kommt dann kaum in Frage. Deshalb drohen diese Bauwerke obsolet zu werden, wenn sie ihren Dienst getan haben, und sie werden meistens durch ein neues Projekt mit angepasster Funktionalität ersetzt. Und doch sind auch diese Bauwerke in den letzten Jahrzehnten zunehmend in den Fokus der Denkmalpflege gerückt. Dabei steht ihr ideeller Wert im Vordergrund: Die Erfindung, die mit einem spezifischen Werk der Ingenieurskunst



Ingenieurbauwerke und Kunstbauten weisen oft schon aufgrund ihrer Nutzung eine grosse Höhe auf. Besonders Brücken, Stau- und Viadukte stellen die Denkmalpflege vor besondere Herausforderungen und spezifische Fragen.



Im Mühlegg-Tobel in der Stadt St. Gallen treffen frühe Industriebauten und Erschliessungsbauwerke aufeinander. Die Brücken und Stützmauern sind Teil der städtischen Infrastruktur, die Bauten Zeugen der Industrialisierung. Auch hier spielt Höhe eine entscheidende Rolle.

einhergeht, übersteigt oft ihren materiellen oder funktionalen Wert. Dann gilt es, diese Schöpfung zu bewahren und dieses Bauwerk als Beitrag zur Geschichte der Profession zu erhalten und auch künftigen Generationen zugänglich zu machen. Meistens gelingt dies, indem man die Konstruktionen von ihren Anforderungen und Lasten befreit und ein neues Bauwerk erstellt. Ein solches Vorgehen hat zudem den Vorteil, dass das ursprüngliche Bauwerk dann eine neue Nutzung übernehmen kann, die mit einer geringeren Anforderung einhergeht. Zum Beispiel kann eine ehemalige Brücke für den motorisierten Verkehr neu als Velobrücke oder als Fussgängersteg genutzt werden.

Noch interessanter werden diese Fragen, wenn sich der Blick in der Vertikalen nicht nach oben richtet, sondern gegen unten. Auch unter dem Boden befinden sich zahlreiche Infrastrukturen, die unsere Siedlungen und Landschaften prägen. Das prominenteste Beispiel sind die Tunnel für die Strassen und Bahnen – doch auch Hangsicherungen oder Kanalisationssysteme können wertvolle Zeugen unserer kulturellen Entwicklung sein. Mitunter

betrifft die Denkmalpflege auch diese Strukturen. Es sind ingenieurtechnische Meisterwerke, die da unsichtbar ihren Dienst verrichten und die oft entscheidend sind für die Entwicklung der Stadt.

Bedeutet Höhe auch Dichte?

In der aktuellen Debatte um die Städte stehen jedoch nicht die Infrastrukturen im Mittelpunkt, sondern ein anderer Begriff: die Dichte. Und damit kommt im gleichen Atemzug wiederum die Höhe ins Spiel. Denn gemeinhin sollen hohe Bauten helfen, das begrenzte Gut unseres Baugrunds besser auszunützen und damit auch die Landschaft zu bewahren. Es ist eine Binsenwahrheit, dass mit einer höheren Bauweise weniger Boden verbraucht wird. Damit stellen sich jedoch einige Problemfelder von neuem, auf die bereits die Moderne keine überzeugende Antwort gefunden hatte. Denn auch wenn das Hochhaus seine Wiege im Chicago des ausgehenden 19. Jahrhunderts hatte: So, wie wir es heute kennen und verstehen, ist es ein Kind der Moder-

ne. Und das Dogma der Moderne lautete, dass zwischen den Hochhäusern eine Landschaft liegt. Ein Aussenraum, der einen Gegenpol bildet zur enormen baulichen Dichte auf einer kleinen Grundfläche. Das war nicht bloss ein Rezept des modernistischen Städtebaus – es war seine Raison d'être. «Licht, Luft, Sonne» war die Trias, mit der die Protagonisten der Moderne den engen und als unhygienisch verschrienen Städten zu Leibe rückten.

Eines der radikalsten Projekte dieser Philosophie ist der «Plan Voisin» von Le Corbusier und darauf folgend sein Projekt für die Ville Radieuse aus den 1930er Jahren. Berühmt sind seine Gegenüberstellungen aus der Luft: das kompakte, gedrängte und düstere Stadtgefüge von Paris – daneben die lichten und rational erdachten Hochhäuser, die sich wie stangengepresste Profile aus einer leerräumten Landschaft erheben. Notabene: Bei gleicher Dichte wie die verwinkelte, in ihrer Morphologie kaum fassbare und einer unermesslichen Zahl von Abhängigkeiten, Vorschriften und Kompromissen unterworfenen Innenstadt.

Le Corbusier kam nie dazu, seine Vorstellungen in diesem Massstab an der Realität zu messen, aber eine der buchstabengetreuesten Umsetzungen dieses Prinzips bildet Brasilia, die Hauptstadt Brasiliens, geplant in den 1950er Jahren

nach den Vorstellungen von Lucio Costa, Oscar Niemeyer und Joaquim Cardozo. Im brasilianischen Niemandsland entstand die perfekte, rationalistische Planstadt. Doch die Siedlung blieb – wie auch viele andere Beispiele rund um den Globus, die diesem Paradeprojekt folgen sollten – ohne Kontext. Sie wollte dem neuen Menschen eine passende Heimat schaffen und Städte komponieren, die aus dem Wechsel von dichten Häusern und weiten Landschaften bestehen. In ihrem Fortschrittsglauben und ihrer Geschichtsvergessenheit durchschritt die Moderne jedoch die Fäden, die sie mit ihrer Herkunft verbanden: Anstelle der Vielfalt und Komplexität der Stadt räumten die Modernisten auf und trennten Wohnen, Arbeiten und Freizeit in verschiedene Zonen. Auf Brasilia folgten zahllose weitere Städte auf Basis der berühmten Tabula rasa. Am Ende ist der Städtebau der Moderne genau an dieser Entwurzelung der Baukultur gescheitert. Seine Rezepte erweisen sich als kurzlebig – auch im Umgang mit Höhe und Dichte.

Historisch dicht

Doch wie lassen sich nun Dichte und Höhe vereinen? Man muss das Rad der Geschichte nur ein wenig zurückdrehen und dann findet man – eigentlich wenig überraschend,



Bedingt Dichte automatisch auch hohe Bauten? Nicht zwingend, denn gerade die europäische Stadt mit ihren Blockrändern weist – neben vielen anderen urbanen Aspekten – eine enorme Dichte auf.

denn bereits frühere Generationen mussten haushälterisch mit dem Boden umgehen – ein sattsam bekanntes Konzept, das diese beiden Anforderungen versöhnt und ihre Qualitäten gegenseitig verstärkt: die europäische Stadt. Bei einer moderaten Höhe von vier bis sechs Wohngeschossen in der Regelbauweise vereint zum Beispiel der Blockrand ein grosses Bauvolumen mit den Qualitäten der Stadt und bietet Dichte, Vielfalt, Öffentlichkeit. Es verwundert nicht, dass die Stadterweiterungen aus dem 19. Jahrhundert zu den beliebtesten Quartieren gehören, ob in Zürich, Luzern, Basel, Genf oder St. Gallen. Ein Geviert mit einer Blockrandbebauung bietet genau die Qualitäten, die die Bewohnerinnen und Bewohner der Städte auch heute noch suchen.

Räumlich stehen sie prototypisch für städtische Bebauungsstrukturen. Und auch da hat die Stadt St. Gallen einen aussergewöhnlichen Ort zu bieten: Die Höfe zwischen David- und Unterstrasse weisen eine urbane Anmutung auf, die weit über das übliche Mass in der Ostschweiz hinausgeht. Man findet dort ein Stück Grossstadt und wähnt sich für einen Moment in Berlin oder Wien.

Es ist offenbar nicht die Höhe alleine, die die Dichte ausmacht. Es ist vielmehr das Nebeneinander von dichten Bebauungen, Strassenräumen und öffentlichen Plätzen, das Dichte entstehen lässt. Die bauliche Dichte alleine schafft noch kein Stadtgefühl. In ihrer Dissertation an der ETH Zürich hat sich die Architektin Susanne Frank mit diesem Phänomen beschäftigt und untersucht, wie die Dichte einer Stadt zusammen mit ihrer Gestalt wirkt.¹ Sie hat dafür den Begriff der «Stadtdichte» gefunden und beschrieben. Dies ist eine Mischung aus verschiedensten Fak-

toren: Die Dichte-Kennziffer fliesst ebenso darin ein wie die Morphologie der Bauten sowie der Charakter der Aussenräume und deren Grad der Öffentlichkeit. Bei ihrem Vergleich von Zürich, München, Wien und Berlin kommt sie zum Schluss, dass hoch bauen nicht automatisch bedeutet, auch dicht zu bauen.

Ihre Untersuchungen belegen, dass neben den Blockrandbebauungen auch die Altstädte eine beachtliche Dichte aufweisen. Diese Strukturen bauen auf den städtebaulichen Mustern des Mittelalters auf, die ebenfalls das Resultat eines Gestaltungswillens sind. Denn was landläufig oft als pittoreske Aneinanderreihung von fantasievollen Einzelbauten verstanden wird, ist in Wahrheit das Resultat einer präzisen Planung. Die mittelalterliche Stadt bietet durch eine kluge Anordnung von Gassen, Plätzen und geschlossenen Innenhöfen neben ihrer Dichte eine effiziente Struktur, in der sich äusserst kompakt Wirtschaft, Wohnen und Freiräume vereinen. Alles ist auf kurzen Wegen zu erreichen und funktional aufs Engste miteinander verknüpft. Die Siedlungen waren ursprünglich nicht besonders hoch gebaut, doch nach und nach wuchsen die Höhen – an einzelnen Orten weisen diese beidseitig angebauten Häuser heute bis zu sieben Geschosse auf! –, wodurch auch die historischen Kerne eine überraschend hohe Dichte aufweisen. Auch davon finden sich noch Beispiele in verschiedenen Altstadtkernen im Kanton: in Rapperswil, Lichtensteig, St. Gallen, Wil und in Ansätzen ebenso in Rheineck und Altstätten. Auch darin stehen herausragende, sichtbare Einzelbauten als Teil der ausgeklügelten Komposition. Die Höhe wird zur kontrapunktischen Ausnahme gegenüber der Horizontalen – und sie bleibt damit auch in der dichten Stadt Ausnahme und nicht Regel.

Ein weiteres Beispiel für eine hohe Dichte mit ziemlich hohen Häusern bilden die historischen Altstädte. Im Mittelalter mehrheitlich als zweigeschossige Zeilen errichtet, sind sie über die Zeit kräftig gewachsen. In Wil weisen einzelne Altsadthäuser bis zu sieben Stockwerke auf.

Alle Fotos: Kurzschluss Photography Speicher, Damian Imhof.

1 Frank, Susanne: Stadtdichte und Stadtraum. Determiniert die Dichtefestlegung den Stadtraum? Über den Zusammenhang zwischen städtebaulicher Dichte und Gestalt der Stadt. Dissertation ETH Zürich, 2015.

